DENNIS DIEL

Schlage bitte weiter, Kämpferherz!

SPIEGEL Bestseller-Autor

Leseprobe

HIRNKOST

DENNIS DIEL

Schlage bitte weiter, Kämpferherz!

HIRNKOST

Originalausgabe

© 2021 Hirnkost KG, Lahnstraße 25, 12055 Berlin;
prverlag@hirnkost.de; www.hirnkost.de

Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage Oktober 2021

Vertrieb für den Buchhandel
Runge Verlagsauslieferung; msr@rungeva.de

Privatkunden und Mailorder
shop.hirnkost.de

Lektorat
Klaus Farin

ISBN
PRINT: 978-3-949452-23-9
PDF: 978-3-949452-25-3
EPUB: 978-3-949452-24-6

Dieses Buch gibt es auch als E-Book –
bei allen Anbietern und für alle Formate.

Unsere Bücher kann man auch abonnieren:
shop.hirnkost.de

„Der Friede beginnt im eigenen Haus“

(Karl Jaspers)

Ich wurde am 5. Oktober 1982 in Moers geboren. Eine, wie meine Mutter gerne erzählt, etwas schwere Geburt, da mein Kopf schon im Mutterleib zu groß war und ich mich deshalb schwertat, ohne größere Probleme für meine Mama zur Welt zu kommen.

Das erste Zuhause, das meine Eltern mit mir bewohnten, war eine geräumige Fünf-Zimmer-Wohnung in der Rundstraße in Kamp-Lintfort. Vater war Systemingenieur, was ein heute eher anachronistisch wirkender Begriff für IT-Spezialist und Software-Programmierer ist, und Mutter arbeitete bis zu meiner Geburt beim Jugendamt.

Nichts deutete die Dramen an, die nur wenige Jahre später, ab 1985, passieren sollten. Das Jahr, in dem sich meine Eltern dazu entschieden, die schöne Wohnung aufzugeben und achthundert Meter weiterzuziehen. Sie folgten dem Ruf von Elisabeth, der Mutter meiner Mutter, die schon im Vorfeld, viele Monate vor dem Umzug, meinen Eltern den Floh ins Ohr gesetzt hatte, doch alsbald aus der Rundstraße aus und in die Lessingstraße einzuziehen, in das Haus, das mein Großvater Karl mit den eigenen Händen zu Beginn der Sechzigerjahre gebaut hatte, im Schweiße seines Angesichts, Stein auf Stein. Er mauerte, verputzte, entkernte wieder und spachtelte wie ein Besessener.

Das Baumaterial wurde vom Pütt mitgenommen – quasi umsonst. Die Zeche Friedrich-Heinrich, die in Kamp-Lintfort über viele Dekaden das Wahrzeichen (ein sechzig Meter hoher Förderturm) und den größten Arbeitgeber der Stadt stellte, bis sie 2012 als eine der letzten Zechen der Region ihre Gruben schloss, war sein Brötchengeber.

„Kaller“ arbeitete jahrzehntelang als Maurer über Tage, und mit den Resten, mit dem, was an anderen Baustellen übrigblieb, wurde so der Traum des Eigenheims realisiert. Und so entstanden in mühevoller, oft ermüdend langer Eigenarbeit der Keller, das Erdgeschoss, die erste Etage und ein (zunächst noch nicht ausgebauter) Dachboden. Umgeben von einem großen Grundstück und einem

gut eingezäunten Garten, in dem die Kinder und Enkelkinder viel Platz zum Spielen gehabt hätten, wäre Opa nicht so ein ungeheurer Pedant gewesen, der den englischen Rasen geliebt, bewässert und mit Argusaugen vor allen Narren beschützt hat, die einen Fuß auf selbigen setzen wollten.

Das Haus in der Lessingstraße 2d mit dem geräumigen Stellplatz davor und der Tiefgarage, das Anwesen mit dem immergrünen und perfekt gemähten Rasen im Vorgarten wurde zu einem Musterexemplar des deutschen Grundbesitzerglücks. Dessen Erbauer entwickelte sich konträr zum immer prächtiger werdenden Bauwerk über die Jahre hin zu einem gefährlichen Choleriker, vor dem außer seinem Enkel und seinen Dackeln niemand sicher war.

Die Hunde waren sein Ein und Alles. Er liebte Pucki und Ayda so sehr, dass das bisschen an Liebe, das dieser Mensch zu geben hatte, für drei Lebewesen reserviert war: seine beiden Teckel und mich. Elisabeth hingegen bekam von den Zuneigungen, die ihr Ehemann seinen Hunden zuteilwerden ließ, wenig ab. Nicht nur das, oft teilte er aus, wenn ihm etwas gegen den Strich ging. Das Essen hatte nicht geschmeckt: Er schrie herum und mokierte sich lautstark. Gab Elisabeth, die meist kurz Ilse genannt wurde, Widerworte und erhob die Stimme, dann brüllte Karl noch lauter. Sollte es meine Großmutter gewagt haben, Geld aus der Haushaltskasse für andere Zwecke auszugeben, brach die pure Hölle los. Dann wurden mit Hilfe der großen, starken Fäuste meines Großvaters die Brüste blau geschlagen, bis meine Oma vor lauter Schmerz nur noch weinen und wimmern konnte.

Dieser Mann, nicht großgewachsen, aber mit einem Kreuz, den Pranken und der Kraft eines Bären ausgestattet, war ein waschechter Familientyrann. Ein Mensch, der die Schrecken des Krieges, die er am eigenen Leib und als Täter im Dienste der Werwolf-Einheiten im Nazi-Deutschland erfahren und begangen hatte, nie verarbeiten konnte, sondern despotisch an die eigene Familie weiter-

gab. Es gab keine Juden mehr, keine Bolschewiken und keine Amis, die es zu vernichten oder zu bekämpfen galt, also wurde alles an unverbrauchtem Zorn, den Karl in sich trug und der sich nicht an der Front entladen konnte, ins Unterbewusstsein verlagert und brach sich dort seine Bahn an die Oberfläche.

Dass auch Schuld auf seinen Schultern lastete, wies er stets von sich. Ich erinnere mich gut an eines der täglichen Mittagessen (Oma kochte seit meiner Einschulung jeden Tag für meinen Opa und mich) und an eine Unterhaltung mit ihm, die sich tief in mein Gedächtnis eingebrannt hat. Wir unterhielten uns, ich war schon älter, vermutlich ein Teenager, über die Zeit des Dritten Reiches. Durch die Lektüre zahlreicher Guido-Knopp-Wälzer rund um den Zweiten Weltkrieg war ich bestens auf alles vorbereitet – nur nicht auf das, was mein Großvater zu sagen hatte.

Thema war seine Rolle beim Werwolf, der Hitlers verzweifelten Versuch darstellte, dem sich im Todeskampf befindlichen Dritten Reich doch zum Endsieg zu verhelfen. Als Partisanen hatten die Werwolf-Einheiten hinter den feindlichen Linien die Aufgabe, die auf Reichsgebiet vorrückenden Alliierten zu terrorisieren, durch Anschläge, Sabotageakte und Attentate. Himmler, Oberbefehlshaber des Ersatzheeres, orientierte sich bei seiner Idee an den Jagdkommandos der Wehrmacht, für die die Vorschrift galt: „Die Jagdkommandos vernichten jeden in die Falle gelaufenen Gegner. Mit stark überlegenem Gegner wird der Kampf nicht aufgenommen."

Die vielen Schrecken, die mein Großvater während der Zeit bei diesem Terrorkommando erlebt und begangen hat, nahm er alle mit ins Grab. Und die waren nicht Teil der Unterhaltung an jenem Nachmittag. Ich weiß noch, wie irgendwann der Fokus auf der SS lag und darauf, dass ich nicht verstehen wollte, wie Menschen zu derart grausamen Taten imstande sein konnten.

„Die SS war eine super Truppe!", erwiderte Karl, und ich konnte kaum glauben, was ich mir da eben anhören musste.

„Wie kannst du so was sagen? Die haben tausende Menschen auf dem Gewissen“, sagte ich.

„Was willst du denn machen, wenn du den Befehl bekommst, den Juden umzubringen? Du schießt. Und auch du, Dennis, hättest geschossen.“

„Ganz sicher nicht. Ich wäre desertiert oder hätte mich erhängen lassen, anstatt Frauen oder Kinder zu töten.“

„Das lässt sich heute schnell sagen, wenn man nicht dabei war. Wenn man die Zeit nicht erlebt hat. Wenn es nicht dein Leben oder das deiner Familie war, das dann dran gewesen wäre.“

Karl war von der SS genauso angetan wie von den Verbrechern der Werwolf-Partisanen, denen er mit siebzehn Jahren selbst angehörte. Die Ideologie mochte sich über die vielen Jahrzehnte nach Kriegsende abgeschwächt haben, sie verblasste wie Fotos oder Erinnerungen, der Kern meines Opas aber blieb zu einem Anteil blutrot und zu einem Teil dunkelbraun.

„Hitler? Das war ein Mann von Ehre und Anstand. Der hat niemals den Befehl gegeben, die Juden zu ermorden. Vielleicht der Hess, vielleicht der Himmler; das waren ja echte Schweine, aber Hitler ganz sicher nicht. Wenn der überhaupt was von der Ermordung wusste. Und hat er etwa nur Schlechtes über Deutschland gebracht? Nein, eben nicht! Was ist mit den Arbeitsplätzen, den Autobahnen? Das will heute natürlich keiner mehr wissen oder hören.“

Solche Reden, die er gerne hielt (genau wie seine Schimpftiraden auf die Bundesregierung, die seiner Meinung nach immer alles falsch machte), waren oft der zündende Funke für große Familienstreitereien. Mein Vater, ein zwar konservativer Mensch, der viele Jahre CDU wählte, ist bis heute ein überzeugter Anti-Rassist und Anti-Faschist.

Harald wurde rot vor Zorn, wenn Karl beim Samstagabendessen anfing, von der großen sozialen Ungerechtigkeit, die dem armen Arbeiter alles wegzunehmen drohte, zu schwadronieren oder davon, wie viel besser alles im Dritten Reich war. Spätestens

wenn er davon loslegte, dass man damals ja noch sein Fahrrad unabgeschlossen vor der eigenen Haustür stehen lassen konnte, ohne dass es geklaut wird, eskalierte der Abend. Es wurde gebrüllt und geschrien. Niemand war mehr in der Lage, den anderen zu verstehen, und irgendwann verließ meine Mutter weinend die Szenerie. Dann ging sie nach oben in unsere Wohnung, um bei einer Schachtel *Fair Play* und in Selbstgespräche am Esstisch vertieft zu weinen.

Situationen wie diese geschahen häufiger. Meistens waren politische Diskussionen der Grund für ausgewachsene Mannesgefechte, mal aber auch profane Anlässe. Wie der schon erwähnte englische Rasen, der von meinem Opa gehegt, gepflegt, geschnitten, geliebt und gewässert wurde, wann immer es der Tag erforderte. Es war ein offenes Geheimnis, dass dieser alte Mann nichts von meinem Vater hielt. Dass er ihn nicht mochte, wäre euphemistisch ausgedrückt, ich glaube, Großvater hasste Harald, weil der seine Tochter geheiratet und seiner Meinung nach nichts als Unglück und Schulden über die Familie gebracht hatte. Und geriet Opa in Streitlaune (was häufig der Fall war, wenn er ein bisschen Schnaps trank), ging es rund.

Fuhr mein Vater (aus Versehen oder der unverhohlenen Provokationslust wegen) mit seinem Auto über den Rasen des Vorgartens, schnaubte, tobte und wütete der Alte, als hätte man die Wiese nicht nur ein kleines bisschen gestreift, sondern mutwillig plattgewalzt und umgegraben. Oft wartete er schon darauf, dass dergleichen passierte, und wenn es geschah, kam er wie ein Wikinger aus der nächstbesten Hecke gesprungen, packte meinen Vater am Kragen und schrie ihn an. Der wiederum ließ sich das nicht gefallen, und oft standen sich beide nicht nur Nase an Nase gegenüber, sondern ballten auch die Fäuste.

Dass es dennoch selten zu wirklichen Handgreiflichkeiten kam, war ausschließlich der Vernunft meiner Großmutter zu verdanken,

die nicht zu den Nachbarn flüchtete oder sich heulend ihrem Schicksal überließ, sondern ebenfalls wie eine Furie auf beide Männer losging, die auf offener Straße und vor den Augen der überaus interessierten Anwohnerschaft drauf und dran waren, sich die Schädel einzuschlagen.

Ich kann mich nicht an die Stimme meines Großvaters erinnern. Und das liegt nicht daran, dass er schon so lange tot ist, sondern dass es ihm im Alter von 57 Jahren die Stimme verschlagen hatte. Im wahrsten Sinne des Wortes.

Neben den Stimmbändern fehlte ihm der Kehlkopf, der den Ausgangspunkt der fatalistischen Krebserkrankung markierte, die Karl 1986 befiel und der er dreizehn Jahre später erliegen würde. Die vielen Auseinandersetzungen innerhalb der eigenen Familie waren fortan geprägt von dem tonlosen Geschreie dieses Mannes, der sich weigerte, eine mechanische Sprechhilfe zu benutzen. Er lehnte diese Dinger ab, weil dadurch die Stimme roboterhaft klang und so verfremdet war, dass mein Opa daran kein Gefallen finden wollte. Dass sein Keuchen hingegen den Menschen, die ihn nicht kannten, Angst einjagte, war auch ein Fakt. Wenn er sich aufregte, klang alles so, als atmete er angestrengt aus oder als würde er die Worte in einem Flüsterton schreien.

Über die Jahre hinweg gewöhnte ich mich an diese Art des Sprechens. Ich kannte ihn nicht anders. Mein Ohr konnte mit Hilfe eines rudimentären Lippenlesens die Worte, die er auszudrücken versuchte, identifizieren. Selten musste er in meiner Gegenwart und an mich andressierte Sätze wiederholen, und dem Rest der Familie erging es nicht anders. Seine Freunde hingegen, die vor dieser Erkrankung gerne mit meinem Großvater soffen, sich trafen oder spazieren gingen, wandten sich ab und wollten mit dem Alten nichts mehr zu tun haben. Familie Strauß aus der Nachbarschaft, zum Beispiel.

Als Karl seine Stimme verlor und das Krankenhaus in Kamp-Lintfort verlassen durfte, benahmen sie sich wie Fremde. Auf Geburts-

tagen ließen sie sich nicht mehr sehen, Anrufe wurden nicht entgegengenommen und gegrüßt wurde nur im Ausnahmefall. Dann, wenn davon ausgegangen werden durfte, dass auf den kurzen Gruß kein persönliches Gespräch folgte. In der Konsequenz freundeten sich meine Eltern mit Hildegard und Dieter Strauß an, was meinem Großvater sicher nicht gefiel und ihn vermutlich sogar kränkte. Dieter war schon 1985 über fünfzig und Hildegard unwesentlich jünger.

„Aber was soll ich machen? Ich verstehe ihn halt nicht", antwortete der alte Strauß immer, wenn er von meiner Mutter auf den Schlussstrich unter der Freundschaft zwischen ihm und Karl angesprochen wurde.

Anders war es um die Sozialkontakte meiner Großeltern aus dem Dackelclub bestellt, die sich jeden Sonntag zum Frühschoppen und öfter im Monat zur Treibjagd trafen. Was nach einem fürchterlichen altdeutschen Männerklischee klingt, war genau das: ein Sammel- und Auffangbecken der gutbürgerlichen, erzkonservativen, stocksteifen Alt-Nazi- und Altherrengemeinschaft, die mit Horn und bei Korn jedes Wochenende einen neuen Grund fand, um sich zu betrinken. Eine alte Hütte inmitten der Leucht, einem großen Waldgebiet am Niederrhein, war das Domizil des Teckelclubs. Rauhaardackel reihte sich an Rauhaardackel, Bierbauch an Bierbauch, und spätestens nach dem dritten Alt und zweiten Schnaps wurde über die Vorzüge eines neuen Führers fabuliert.

„Glaub mir, Heinz: Ein kleines bisschen mehr wie Adolf, und wir wären wieder wer in der Welt."

Oder: „Wo soll das denn auch noch alles hinführen mit den ganzen Polen, Türken und Russen? Die trauen sich doch alles hier nur deshalb, weil sie genau wissen, dass der deutsche Staat vor denen kuscht. Das wäre früher anders gewesen, da kannst du Gift drauf nehmen."

Stammtischparolen wurden durch das Vereinsheim gedroschen, und nicht selten schämte ich mich schon in jungen Jahren für all diese Männer dort, Erwachsene, denen die Bigotterie, die sie lebten, oft in die zerklüfteten Gesichter geschrieben stand.

Sonntags ging für viele alte Ehepaare der erste Gang in Richtung Kirche. Ein bisschen hoffen, ein bisschen beten. Für ein bisschen Frieden und ein bisschen Freude. Und dafür, dass endlich diese verfluchten Polacken verschwanden. Nach der Messe wurde dann der Wald angesteuert, und wenn man sich dort ordentlich hatte volllaufen lassen, fuhr man heimwärts. Ein bisschen aufgegeilt, der alte Schwanz hart von den Gerüchen der vielen Frauen, wurde das Weib genommen. So, wie sie es verdiente. Gab sie Widerworte, musste überredet werden oder – „was bildet diese Sumpfkuh sich eigentlich ein" – wollte sie gar nicht erst, halfen ein paar einschüchternde Schimpftiraden und auflockernde Schläge zum Vorspiel. Der Rock wurde hochgeschoben, der Schlüpfer heruntergerissen, und dann wurden das Recht des Mannes und die Verpflichtung der Ehefrau eingelöst. Meistens so, dass für sie kein Fünkchen Lust beim Akt entstehen konnte.

> *„Brüder gibt's am Stammtisch – Schnaps im Kopf, den*
> *Geist im Glas.*
> *In Sorge um ihr Vaterland gedeiht ihr Fremdenhass.*
> *Dass Deutsche bessere Menschen sind: Wer's nicht weiß,*
> *kann's dort erfahren.*
> *Und dass das alles nicht so schlimm war bei Adolf –*
> *in den Nazi-Jahren."*

Pur, „Neue Brücken"

Kinder waren im Vereinsheim selten. Es gab vermutlich wenig Plätze in Deutschland, die kinderfeindlicher waren als diese Räumlichkeiten. Einmal im Jahr, an oder kurz vor Nikolaus, wurde das für einen einzigen Tag lang anders. Die Weihnachtsfeier des Klubs stand an, und jetzt brachten die Großeltern ihre Enkel mit und diese wiederum ihre Eltern. Die Hütte wurde feierlich geschmückt. Zwischen Rehgeweih und Jagdhorn hingen jetzt Tannenzweige, die mit Weihnachtskugeln behangen waren. Und hinten, in der

letzten Ecke und direkt neben der langen Theke, stand auf einem Wildschweinfell der Weihnachtsbaum. Ein männliches Vereinsmitglied verkleidete sich als Weihnachtsmann und verteilte ein paar Geschenke an die anwesenden Kinder, dann war der ganze Spuk schon vorbei.

An allen restlichen Tagen des Jahres fiel der Altersdurchschnitt selten unter fünfundfünfzig. Die Frauen der harten Dackelhalter waren nicht mehr als Staffage in diesem Vereinsheim. Und Ilse, ob sie wollte oder nicht, passte perfekt in die Reihe der Inges, Hildegards, Marthas und Marias. Frauen, die allesamt darum besorgt waren, dass ihre Männer an irgendeinem Sonntag kein Maß mehr kennen würden und samt Ehegattin und schwerstens angeschwipst vor einen der zahlreichen Bäume fuhren. Das, da stimmten alle unausgesprochen überein, wäre deutlich schlimmer, als in der Ehe vergewaltigt zu werden.

Allein das Begrüßungsritual der Altherren war irritierend und für einen jungen Bengel, der keinerlei Interesse an Pfadfindern hatte und bis heute keine Faszination an der Jagd zu finden vermag, verstörend. Zum großen Hallo wurde ein kleines Lied geblasen. *Rumtalada-Rumtalada-Rumta-Rumta-Rumtalada.* Es folgten pathetische Schwüre und Karl, Dieter, Heinz und Heinrich waren bereit, für was auch immer. Auf jeden Fall waren sie durstig. Und weil Kaffee, Tee oder Wasser langweilig schmeckten, begann man sonntags um elf, pünktlich wie der deutsche Maurer, damit, das erste Fass Bier leerzusaufen. Mich widerten diese Männer an.

Ich war ob der zur Schau gestellten Autorität, Ordnung und Obrigkeitsliebe, die sich die Alten dort unsichtbar ans Revers hefteten, als seien es Orden, angeekelt. Alles an und in diesem Vereinsheim stank nach billigem Tabak, zersetzendem Fusel, Möbelpolitur, alten Gedanken, überholten Gepflogenheiten und Traditionen, die, ohne jegliche Hoffnung auf eine Überprüfung ihrer Werte, weitergelebt wurden. Wohlwissend, dass sich dieser Verein, diese Menschen und die Treibjagden, die Jagdhörner, die Trachten, die

Geweihe und Gesinnungen eines Tages selbst überholt hätten, denn an Nachwuchs mangelte es schon damals. Mit ein bisschen Glück würden diese Orte des Kleingeistes, die deutschen Dackelklubs, die von Tom Gerhardt exzellent als Hausmeister Krause karikiert wurden, in der Zukunft nur verblasste Erinnerungen an das Spießbürgertum sein. Schlechte Träume an Vereine, deren Mitglieder das Ende und die Niederlage des Zweiten Weltkrieges nie verkrafteten und sich in ihrer grenzenlosen Hybris einen heimeligen Ort schufen, der ihren Herrenmenschenfantasien entsprach. Dort im Wald, zwischen Kiefern, Eichen und Fichten, wo die Welt und der Sieg heil waren, stand die Zeit still und roch gefährlich nach neunzehnhundertdreiunddreißig.

Miefiger konnten nur NPD-Kameradschaftsabende sein.

Der Ort, an dem sich alles veränderte, war nicht dieser Klub, sondern mein Elternhaus. Es waren die Steine, die Wände, der Keller, das Dach, das Geld, die Hypotheken. Alles, was unser Heim repräsentierte, vor allem aber die Person meines Opas, lösten bei Mutter diese schweren Ängste und ihren Wahnsinn aus. Die Lessingstraße 2d, der große, geräumige Bau am Ende der Sackgasse, wurde zu unserem Overlook-Hotel.

Dort, in diesem Haus, veränderte sich die Persönlichkeit meine Ma. Es begann sie aufzuzehren. Paradoxerweise wollte der Klotz in der Lessingstraße nach außen hin so viel sein, und war in seinem Herzen doch nur ein einsamer, eiskalter Horror, der sich als gutbürgerliches Zweifamilienhaus tarnte. Der Schrecken, der mit dem Einzug in diese Wohnräume einzog, fing schon auf der Rundstraße an. Kurz bevor die Mietwohnung gekündigt und das ortsansässige Umzugsunternehmen damit beauftragt wurde, die Habseligkeiten meiner Eltern ein paar Straßen weiter zu transportieren, war im alten Heim wortwörtlich der Teufel los. Was heute ein wenig aus der Mode gekommen ist, galt vor vierzig Jahren als gern gesehener Freizeitspaß: Gläserrücken, Ouija-Bretter oder, wie in diesem Fall,

das schreibende Tischchen. Meine Faszination für das Phantastische mag demnach auch von den Erzählungen meiner Eltern herrühren, die sich an den Abend der folgenschweren Beschwörung gut erinnern können, vor allem aber daran, was in den darauffolgenden Wochen, Monaten und Jahren passierte. Auch wenn mein Vater nie ein Faible für wohligen Grusel hatte, bis heute die Geschehnisse vom 13. Februar 1985 als Blödsinn abtut und am liebsten gar nicht darüber sprechen will, merkt man ihm an, dass er nicht wegen seines Unglaubens, sondern aufgrund seiner Angst vor dem, was dort vielleicht entwichen ist, schweigt.

Den Beschreibungen meiner Mutter folgend war es gegen 19.00 Uhr, als sich die gesellige und leicht angeschwipste Runde der Rundstraße dazu entschied, ein bisschen Frage-und-Antwort mit dem schreibenden Tischchen zu spielen. Teilnehmer der Séance: Iris, Harald, Oma Elisabeth, Gabriele und Karl-Heinz Droschke. Die Droschkes wohnten eine Etage über uns und waren typische Nachbarsfreunde. Gern dabei, wenn Geburtstage oder Hochzeiten gefeiert wurden, trinkfest und mit Sitzfleisch gesegnet, das dann müde wurde, sobald Bier und Wein leergetankt waren. Und an jenem Winterabend wurde ordentlich getrunken. Im Nebenzimmer schliefen Tanja, die vier Jahre junge Tochter der Droschkes, und ich, während in der Küche der Tisch ausgepackt wurde. Der war klein, vielleicht zwei Handteller groß. In seiner Mitte war ein Bleistift eingelassen und die vier schmalen Füße wurden auf ein DIN-A3-Blatt gestellt, welches auf dem Küchentisch meiner Eltern lag. Jeder berührte das kleine Holzding mit einem Finger und stellte Fragen in den Raum. Nach einer Eingewöhnungsrunde, in der man seinen eigenen Ernst, mit dem man der Beschwörung gegenüberstand, überprüfen konnte (und in der blödsinnige Fragen gestellt wurden), ging es ans Eingemachte.

Die kleine Küche wurde ausschließlich von zwei Kerzen beleuchtet, die unruhig flackerten, obwohl es windstill war. Nach dem Vorgeplänkel fragte die versammelte Runde das Tischchen, ob

der anwesende Geist, der bislang eher durch das Skizzieren entfernt humanoider Fratzen als durch das sinnvolle Beantworten von Fragen aufgefallen war, sich in guter Absicht einfand. Der Tisch (oder Geist, wenn's beliebt) schrieb: Ja.

Es gab einen Ritus, der sich bei derartigen Freizeitaktivitäten als nützlich herausgestellt hatte, um herauszufinden, ob jemand bei der Séance schummelte und das gewählte Instrument der Geistkommunikation in Wahrheit durch seine Muskelkraft auf die jeweiligen Buchstaben steuerte. Man stellte eine Frage, deren Antwort nur der gerufene Geist und man selbst wissen konnte. Im Falle meiner Mutter war das ihre Großmutter väterlicherseits, Oma Gertrud, die vor ein paar Jahren das Zeitliche gesegnet hatte und die jetzt aus ihrer Totenruhe gerissen und in die Küche der Rundstraße beschworen wurde. Jeder aus meiner Familie wollte mal kurz mit ihr „chatten". Mutter wurde von ihr als kleines Kind immer Muckelchen genannt. Und auch, wenn man davon ausgehen durfte, dass das ein offenes Geheimnis war, welches alle kannten, wurde die Frage von Iris gestellt. Der Tisch antwortete in Krakelschrift, schwer lesbar, aber durchaus zu dechiffrieren: „Muckelchen".

Irgendwann, so richtig vermag sich heute niemand mehr daran erinnern, wurde *die* Frage gestellt, vor der immer wieder im Zusammenhang mit solchen Aktivitäten eindringlich gewarnt wurde. Meine Großmutter wollte „auf Teufel komm raus" wissen, wann sie sterben würde.

„Wie alt werde ich", fragte Ilse das Tischchen.

Der Tisch kritzelte zwei Zahlen, die nur mit großer Mühe interpretierbar waren. Das, worauf sich nach der Séance alle einigten, war, dass der anwesende Geist der Runde erklärte, dass meine Großmutter ab 1985 zwanzig weitere Jahre zu leben hätte. Der Tisch wurde von meinem Vater, nachdem man das „Gesellschaftsspiel" nach der unheilvollen Frage und der darauffolgenden Verkündung des Todesjahres abgebrochen hatte, in den Backofen

gestellt, um dieses Teufelsding zu vernichten. Als sich die Droschkes samt Tochter längst wieder auf den Weg in ihre Wohnung machten, und sich meine Eltern vor dem Fernseher bei einem Krimi von den verstörenden Szenen des Abends zu erholen versuchten, vernahm zuerst Ma Geräusche, die aus der Küche zu kommen schienen. Mein Vater stellte die Sendung leiser und hörte es jetzt ebenfalls.

„Das ist das Holz“, sagte er.

Bei genauerem Hinhören klangen diese Laute aber für meine Mutter nicht wie Gehölz, das unter großer Hitze anfing, zu knirschen. Die Töne hatten eher etwas Menschliches. Sie erinnerten Iris an Babyschreie.

Der Tisch, der eben als Medium zur Kommunikation mit dem Jenseits diente, schrie, so hatte es den Anschein, vor Schmerzen und in Lagen, zu denen nur ein Kind fähig war.

„Harald, was ist das? Was zum Teufel ist das?“

„Ich weiß es nicht. Es kommt aus dem Backofen.“

Mein Vater öffnete den Ofen, Rauch stieß ihm entgegen. Mit einem Topfhandschuh fischte er das verformte Tischchen heraus, dessen helles Holz inzwischen verrußt war und den beißenden Geruch schlecht abgebrannter Briketts verströmte. Das Ding schwieg mit seiner Entnahme aus dem Ofen still, wurde für die Nacht (in der meine Eltern kein Auge zutaten) in die Vorratskammer neben meinem Kinderzimmer gestellt, und am nächsten Tag auf der Müllkippe entsorgt.

Wenige Monate später zogen wir aus der Rundstraße aus und in die Lessingstraße 2d ein. Die Nachmieter, ebenfalls ein junges Ehepaar und frischgebackene Eltern, wussten nichts von einem schreibenden Tisch, der vom geheimen Kosenamen meiner Mutter Kenntnis hatte und der Oma das Alter verriet, in dem sie sterben würde. Die neuen Bewohner ahnten ebenfalls nichts davon, dass der Backofen der Einbauküche, die sie mit ihrem Einzug übernommen hatten, weil meine Eltern sich eine neue, perfekt auf die Maße im Haus angefertigte Küche im Landhausstil kauften, als Ort

der vorläufigen Vernichtung dieses Dings vorgesehen war. Eine Exekution, die nur deshalb nicht zu Ende gebracht wurde, weil das Tischchen sich mit ins Mark gehenden Kindesschreien gegen die Hitze zur Wehr setzte.

Nach ein paar Monaten, so erzählten die Droschkes später meinen neugierigen Eltern, verließ das junge Paar die schöne und großzügig geschnittene Wohnung wieder – praktisch „über Nacht“. Die folgenden Mieter hielten es ebenfalls nicht lange aus. Das Geschehene hinterließ einen gewaltigen Eindruck bei allen Teilnehmern und das Geschriebene lag wie eine schwere dunkle Wolke über jedem Geburtstag, den meine Großmutter ab 1985 feierte. Mit siebzig Jahren starb Oma Ilse an den Folgen einer Brustkrebserkrankung und eines Herzinfarktes auf der Intensivstation des Bethanien-Krankenhauses in der Nachbarstadt Moers.

Im Juni 2005.